

Holger von der Lippe, Günter Mey & Jörg Frommer

Zur Frage der Integration qualitativer und quantitativer Forschung in der Psychologie: eine Einführung und ein Diskussionsbeitrag

On the question of integrating qualitative and quantitative research in psychology: An introduction and a contribution to the discussion

Zusammenfassung

In dem erweiterten Editorial zum Schwerpunktteil „Die Integration qualitativer und quantitativer Forschung (IQQF) in der Psychologie“ werden zunächst fünf aktuelle, genuine IQQF-Konzeptionen vorgestellt und hinsichtlich ihrer Perspektiven auf Grenzen und Möglichkeiten von Integrationsdesigns verglichen. Hierbei wird ein besonderes Augenmerk auf die Frage gerichtet, welche dieser Designs für die Psychologie als eher unproblematisch und welche als besonders herausfordernd zu bewerten sind; als zu letzterer zugehörig wird die gleichrangige Integration von qualitativen und quantitativen Ergebnissen zu einer Forschungsfrage identifiziert. Speziell dazu wird ein Disposition-Sinn-Modell vorgeschlagen, anhand dessen sich zukünftige Entwicklungsmöglichkeiten von mixed methods in der Psychologie diskutieren lassen. Das Editorial schließt mit einer Übersicht der im Schwerpunktteil versammelten Beiträge, die als Beispiele für in der Psychologie gängigen IQQF-Varianten stehen und Anregungen bieten für die weiterführende Methodenentwicklung in der psychologischen Forschung.

Schlüsselwörter: Psychologie; mixed methods; Disposition-Sinn-Modell; psychologische Erklärung; Methodenentwicklung

Abstract

This extended editorial introduces into the special issue on „The integration of qualitative and quantitative research (IQQR) in psychology“ and also presents a genuine contribution to the debate. We begin with a brief description of five current methodological conceptions on IQQR provided in the literature and compare them concerning their specific perspectives on chances and limitations of mixed methods designs. Herein, we give our attention to the question of which of these designs may be easily adopted by psychological research and which, in contrast, may be particularly challenging. As a good example of the latter we identify designs in which qualitative and quantitative research findings are integrated in an approach that attaches equal value to both methodological strands. Specifically to this point, we then propose a Disposition-Meaning-Model which we use in order to discuss the chances of the future development of mixed methods in psychology. This editorial ends with a brief presentation of the papers contributing to this special issue and with the recommendation to make use of their thematic and methodological diversity for the further development of methods in psychological research.

Keywords: Psychology; mixed methods; Disposition-Meaning-Model; psychological explanations; methodological development

1. Einleitung

Seitdem in der Psychologie erneut ein wachsendes Interesse an qualitativer Forschung zu beobachten ist (Madill/Gough 2008; Mey/Mruck 2010; Hitzler 2007), stellt sich auch die Frage nach der Integration qualitativer und quantitativer Methoden wieder nachdrücklicher (Mayring u.a. 2007; Todd u.a. 2004; Mayring 2001). Der vorliegende Schwerpunktteil greift diese Entwicklung auf und diskutiert sie theoretisch sowie methodologisch entlang empirischer Studien. Dabei werden sowohl diejenigen Lesenden angesprochen, die sich mit den verhandelten Themen beschäftigen, als auch jene, die sich aus eher methodischem Blickwinkel für das „Knowhow“ der Methodenintegration interessieren und möglicherweise nach Anregungen für eigene integrative Studien suchen.

Die in diesem Schwerpunktteil vorgestellten Studien stammen aus verschiedenen psychologischen Subdisziplinen: der Entwicklungs-, Familien-, Kultur- und Pädagogischen Psychologie. Allgemein hat es derzeit den Anschein, dass die akademische Psychologie nicht homogen auf die Frage nach einer Integration qualitativer Verfahren in ihr quantitatives Methodenrepertoire reagiert, sondern dass es Kristallisationskernen gleichende Bereiche gibt, in denen dies eher begrüßt und ausprobiert wird als in anderen (z.B. Mayring/Jenull-Schiefer 2005). Ob diese Beobachtung möglicherweise nicht nur auf spezifische Traditionen der Ausbildung und Forschungspraxis innerhalb von psychologischen Subdisziplinen zurückzuführen ist, sondern auch direkt durch die genuinen Forschungsgegenstände der Subdisziplinen bedingt ist, wird eine der Fragen sein, die dieser einleitende Beitrag berühren wird.

Wir möchten in dieser erweiterten Einführung Folgendes behandeln: In Abschnitt 2 werden wir einen knappen Einblick in die (internationale) Diskussion zur qualitativen-quantitativen Methodenintegration geben und uns genauer fragen, inwieweit die vorliegenden Konzeptionen hierzu für die Psychologie anschlussfähig sind. Der Abschnitt 3 greift dann eine der angerissenen Diskussionslinien auf, um die Frage theoretisch zu vertiefen, inwiefern eine gleichrangige Beachtung von qualitativen und quantitativen Zugängen zu ihren Forschungsgegenständen für die Psychologie generell eine denk- und gangbare Entwicklungsmöglichkeit sein könnte. Im letzten Abschnitt 4 stellen wir dann die einzelnen Beiträge des Schwerpunktteils kurz vor. Um bereits eine der Schlussfolgerungen dieses Teils vorwegzunehmen: Wir denken, dass keiner der Beiträge in seiner je konkreten Behandlung der Integrationsfrage den jeweils anderen Beiträgen gleicht, dass jedoch jeder einzelne aufzuzeigen vermag, dass und wie durch eine angemessene Methodenintegration einige der Methodenprobleme der jeweiligen psychologischen Subdisziplin innovativ behandelt und besser gelöst werden können. In genau diesem Sinne teilen alle Autorinnen und Autoren sowie die Herausgeber dieses Schwerpunktteils die Ansicht, dass die Integration qualitativer und quantitativer Forschungsmethoden für die Psychologie eine viel versprechende Entwicklungsmöglichkeit darstellt.

2. Die Frage der Integration qualitativer und quantitativer Methoden: wann, wozu, wie?

Über den geschichtlichen und konzeptuellen Hintergrund der Frage nach der Integration quantitativer und qualitativer Forschung in der Psychologie haben unlängst Schreier und Odağ (2010) in einer systematischen Darstellung hinlänglich berichtet (für eine Vertiefung vgl. auch: Greene 2007, S. 17–87; Schreier/Fielding 2001). Wir möchten hier die für unsere Zwecke zentralen Aussagen aufgreifen und an ihnen die Ausgangspunkte für diesen Schwerpunktteil und unsere Einführung erläutern. Wir werden dabei die häufige und breit zu verstehende Formulierung „Integration qualitativer und quantitativer Forschung“ mit dem Akronym IQQF abkürzen.

Schreier und Odağ (2010) benennen vier Themenbereiche, die ihres Erachtens zentral für das Verständnis der aktuellen Frage nach der Integration qualitativer und quantitativer Methoden *in der Psychologie* sind: (1) Den historischen Verlauf dieser Methodenentwicklung von klassischen Studien aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (insb. der Marienthal-Studie: Jahoda/Larzarfeld/Zeisel 1975 [1933]) über die z.T. heftig und polemisch geführten Auseinandersetzungen des sog. Paradigmenkriegs in der zweiten Hälfte bis zum heutigen „geradezu inflationären“ (Schreier/Odağ 2010, S. 263) Anwachsen der meist konzeptuellen Arbeiten zur IQQF; (2) die nach wie vor virulente Frage nach der grundsätzlichen Kommensurabilität der qualitativen und quantitativen Epistemologien und Forschungsparadigmata, welche eben nicht durch eine rein forschungspraktische Kombinationstätigkeit zu lösen sei; (3) die notwendige Schärfung und Abgrenzung der bei der IQQF häufig verwendeten Begriffe und Neologismen wie etwa *multimethods*, *blended research*, *triangulation*, *mixed research*, *hybrid models* u.v.a.m.; (4) die schwer abzuschätzende, aber wichtige Beachtung der Chancen und Risiken für die Zukunft vor allem der qualitativen Psychologie durch die zunehmende (womöglich oberflächliche) Lehre und Entwicklung von IQQF-Designs aus dem quantitativ dominierten Mainstream heraus. Dies sind auch unseres Erachtens entscheidende Punkte bei der Beschäftigung mit der IQQF, die in der Disziplin bislang eher randständig diskutiert werden. Wir werden uns in diesem Beitrag auf den zweiten Punkt und seine besondere Bedeutung für die psychologische Forschung beschränken und die anderen Fragen allenfalls streifen. Hinsichtlich des dritten Punkts werden wir im Folgenden bevorzugt über *mixed methods* im Sinne von Schreier und Odağ sowie der aktuellen angelsächsischen Diskussion sprechen, das bedeutet von der flexiblen und fragestellungsspezifischen Verwendung qualitativer und quantitativer Methoden(elemente). Dieser Begriff wird bisweilen, aber nicht einheitlich, u.a. als Gegenbegriff zur (älteren) Begrifflichkeit der *Triangulation* gesehen, die zumeist von der Möglichkeit einer wechselseitigen „Validierung“ von Ergebnissen ausgegangen war, was aber zunehmend abgelehnt wird (für eine andere Verwendung des Begriffs vgl. Flick 2004; dazu auch weiter unten).

Was genau hat es also mit den „different, even incommensurable assumptions and stances“ der qualitativen und quantitativen Forschung, von denen beispielsweise Greene (2007, S. 19) spricht, im Allgemeinen und in der Psychologie im Speziellen auf sich? Zunächst einmal ist sicher festzuhalten, dass sich die genuin psychologischen Auseinandersetzungen mit dieser Frage in der aktuellen Inflation der mixed methods-Modelle eher rar ausnehmen (Todd/Nerlich/McKeown 2004,

S. 9). Die Psychologie als Disziplin gehört keineswegs zu den aktiven Antreibern der Entwicklung, obwohl es immer wieder sporadische Angebote und Aufrufe auch prominenter Psychologen dazu gab, etwa schon früh Thomae (1959, S. 62f.), der festhielt: „Als Regel entwicklungspsychologischer Forschung darf heute gelten, daß man keine Aussage auf eine einzige Methode allein gründen soll.“

Sicherlich hat dieser Mangel an psychologischen Beiträgen zur Methodenintegration zuallererst etwas mit der sich erst in jüngster Zeit abbauenden Zurückhaltung gegenüber der *qualitativen* Forschung zu tun (Nerlich 2004). Aber selbst wenn es zuträfe, dass mixed methods der „neue Stern am Himmel der Sozialwissenschaften“ seien (Mayring 2007, S. 1), ist es sicherlich noch nicht ausgemacht, dass dies in absehbarer Zeit auch für die Psychologie notiert werden kann. Todd und Nerlich (2004) sagen hier zwar ein Wachstum voraus, geben aber gleichzeitig zu bedenken, dass die Entwicklung von „appropriate guidelines and criteria“ (ebd., S. 236) sowie die „further examination of the (in)compatibilities within methods“ (ebd., S. 237) eine notwendige Bedingung für eine erfolgreiche Entwicklung sind. In dieselbe Richtung weisen die Überlegungen Flicks (2004) zur *Triangulation*; ein Begriff, der für ihn eben die Abgrenzung zu den *mixed methods* durch eine strengere, methodisch kontrollierte und eben nicht von Fall zu Fall ad-hoc praktizierte Methodenintegration markiert (Flick 2010, S. 280f, 285f.). Einerseits attestiert Flick, selbst Psychologe und Soziologe, der IQQF vor allem in den Bereichen der *Verbindung von Methoden und Daten* sowie zur *Geltungsbe-gründung* eine hohe Leistungsfähigkeit und einen hohen Elaborationsgrad. Andererseits sieht er nach wie vor vergleichsweise starke Probleme und Defizite auf der Ebene der Verbindung von qualitativen und quantitativen *Ergebnissen* in integrativen Studien. Er führt hierzu exemplarisch einige offene Fragen an, die in der Tat in der gesamten Debatte selten behandelt werden und sicher nicht leicht zu beantworten sind:

„Ergeben sich Divergenzen [zwischen quantitativen und qualitativen Teilergebnissen, unsere Ergänzung] nicht möglicherweise schon aufgrund des jeweils unterschiedlichen Wirklichkeits- und Gegenstandsverständnisses der beiden [...] Zugänge? Sollten dann zu weitgehende Konvergenzen nicht eher Anlass zur Skepsis als simple Bestätigung des einen durch das andere Ergebnis sein? Schließlich: Inwieweit werden die beiden Zugänge und die damit erzielten Ergebnisse auch jeweils als gleichermaßen relevante und eigenständige Ergebnisse betrachtet [...]? Inwieweit wird der eine (oder der andere) Zugang auf eine untergeordnete Rolle bspw. ausschließlich zur Plausibilisierung der Ergebnisse des jeweils anderen Zugangs reduziert?“ (Flick 2004, S. 79)

Wir wollen nun anhand von fünf der aktuell prominentesten IQQF-Konzeptionen genauer nach Antworten auf diese Fragen suchen und ziehen dazu die Konzeptionen von Creswell und Plano Clark (2007), Greene (2007), Kelle (2008), Morse und Niehaus (2009) sowie Teddlie und Tashakkori (2009) heran. Dabei analysieren und vergleichen wir diese hinsichtlich zweier Fragen: (1) Welche Formen der gleichwertigen (d.h. gleichumfänglichen und gleichrangigen) IQQF und welche Formen der Unter- oder Nachordnung einer gegenüber der jeweils anderen Methodologie unterscheiden die Autor/innen? (2) In welchen Integrationsmodellen sehen die Autor/innen dabei die größten Herausforderungen an Theorie und Praxis, und inwieweit sind die gegebenen Vorschläge für den Umgang mit diesen für die Psychologie adaptierbar?

2.1 Fünf aktuelle Konzeptionen der Integration qualitativer und quantitativer Forschung aus der Debatte um mixed methods

John Creswell & Vicki Plano Clark (2007):

In dieser aktuell stark rezipierten Konzeptualisierung werden vier Grundformen von IQQF-Designs unterschieden: ein *Triangulations-*, ein *eingebettetes*, ein *exploratives* und ein *exploratives* Vorgehen (hier und im Folgenden übersetzen wir die englischen Begriffe). In nur einer dieser Grundformen (Triangulation, mit vier Unterformen, die hier nicht weiter beachtet werden sollen) werden ein qualitativer und ein quantitativer Studienzweig als gleichwertige Teile behandelt. Creswell und Plano Clark führen an, dass es sich bei diesem Design um den am weitesten verbreiteten und bekanntesten Ansatz handele (ebd., S. 62). Hier gehe es darum, das Forschungsproblem besser zu verstehen, indem man statistische Ergebnisse direkt mit qualitativen Befunden vergleiche und kontrastiere – oder sie validiere bzw. erweitere. Während sie diese Aussagen zunächst ohne weitere Erläuterung treffen, räumen sie an einer späteren Stelle ein, dass es sich bei diesem Design trotz seiner weiten Verbreitung wahrscheinlich um das herausforderndste aller vier Designformen handele (ebd., S. 66). Dies werde genau dann besonders deutlich, wenn sich Schwierigkeiten beim Vergleich von Ergebnissen oder Widersprüche einstellen. Hier bleibt es aus unserer Sicht allerdings fraglich, ob der Vorschlag, in solchen Fällen Tabellen zu erstellen oder im Diskussionsteil eines Forschungsberichtes auf die Unterschiede beschreibend einzugehen (ebd., S. 140ff.), als grundlegend überzeugende Lösung des Dilemmas ausreicht. Sich auf ein „what works“ (ebd., S. 24) zurückzuziehen, scheint uns als Argument für eine ohnehin skeptische Disziplin wie die Psychologie unzureichend.

Jennifer Greene (2007):

In dieser Konzeptualisierung von mixed methods werden die möglichen Designs zunächst anders unterschieden, nämlich in *Komponenten-* und *Integrierte Designs*. In einer der beiden Unterformen der Komponentendesigns sollten nach Greene eine qualitative und eine quantitative Teilstudie zwingend als gleichwertige Bestandteile betrachtet werden (in anderen bleibt dies nur als Möglichkeit bestehen). Die Beschreibung dieser Unterform (das *Konvergenz-Komponentendesign*) erinnert sehr stark an jene von Creswell und Plano Clark zum Triangulationsdesign. Das hierbei charakteristische Vorgehen, nämlich die Verwendung von zwei unabhängig durchgeführten und ausgewerteten Teilstudien (daher: Komponenten), ist der Autorin zufolge ein inzwischen weithin übliches Vorgehen in der Forschung. Gleichwohl bleibe die effektive und vertretbare Verknüpfung qualitativer und quantitativer Teile auch in diesem Design eine nicht-triviale Aufgabe und stelle daher ein bedeutendes Feld für zukünftige methodologische Weiterentwicklungen dar (ebd., S. 122). Die Autorin bietet selbst keine fundierte Lösung dieser Aufgabe an, stellt jedoch die Probleme deutlicher als Creswell und Plano Clark heraus, indem sie etwa fragt, wie es überhaupt gelingen könne, zu einer vertretbaren („defensible“, ebd.) Gesamtaussage aus zwei grundsätzlich unterschiedlichen Studienteilen zu gelangen. Sie verweist dabei insbesondere auf die Schwierigkeiten bei der Kombination von statistischen mit interpretativen Herausforderungen. Insgesamt bewertet sie die Lösung dieser methodologischen Probleme in jedem Fall als herausfordernde bzw. „heikle“ Übung und spricht sich für kreative und wohl überlegte Vor-

gehen aus, die sie anhand von ausgewählten Studien diskutiert (ebd., S. 123). Ähnlich wie beim vorangegangenen Beispiel bleiben diese Überlegungen, gleichwohl nicht unzutreffend, durchaus vage. Wir kommen darauf zurück.

Udo Kelle (2008):

Kelles Konzeption der IQQF stellt eine der theoretisch anspruchsvollsten und grundsätzlichen Auseinandersetzungen mit der Problematik wissenschaftlichen Schließens innerhalb der Debatte dar. Obgleich ihn Designfragen weniger vordergründig interessieren, unterscheidet er dennoch grob vier verschiedene Formen: sequentiell qualitativ-quantitative, sequentiell quantitativ-qualitative, parallel qualitativ-quantitative und integriert qualitativ-quantitative Panel-Designs. Eine Gleichwertigkeit der Teilmethoden dürfte bei ihm am ehesten bei den beiden letztgenannten Varianten gegeben oder vorausgesetzt sein. Kelle äußert sich weniger skeptisch oder evaluativ als die beiden zuvor genannten Konzeptionen zum Anspruch und den Schwierigkeiten der Integration. Dies könnte u.a. daran liegen, dass er quantitativen und qualitativen Methoden grundlegend definierte und streng limitierte Ziele und Möglichkeiten zuweist, etwa wenn er – zusammenfassend gesagt – die Stärke der quantitativen Methoden in der Analyse „schwacher“ und „probabilistischer“ Kausalbeziehungen, jene der qualitativen Methoden im Entdecken bislang unbekannter, aber potenziell relevanter Kausalbedingungen von Handeln sieht (ebd., S. 292). Eine solch strenge methodologische Festlegung dürfte für die (deutschsprachige) Psychologie möglicherweise überzeugender und anschlussfähiger sein und einige Probleme und Aporien der angloamerikanischen Debatte umgehen. Auch darauf kommen wir noch einmal zurück.

Janice Morse & Linda Niehaus (2009):

Diese Konzeption unterscheidet sich von allen übrigen Konzeptionen, indem sie keine Designform der Gleichwertigkeit von qualitativen und quantitativen Studiensträngen vorsieht. Der interessante Grund hierfür liegt darin begründet, dass sich jedes Integrationsdesign den Autorinnen zufolge zunächst zwischen einem generell induktiven oder aber einem generell deduktiven Gesamtverfahren entscheiden muss (= *theoretical drive*). Entsprechend diesem Gesamtverfahren besitzen alle induktiven IQQF-Design einen qualitativen, alle deduktiven Designs einen quantitativen Hauptstrang (*core*, jeweils in Großbuchstaben notiert, d.h. *QUAL* oder *QUAN*), die übrigen Bestandteile sind Zusatzteile (*supplements*, in Kleinbuchstaben notiert, d.h. *quan* oder *qual*) und besitzen keine vollumfänglich eigenständigen Funktionen. Bei aller Komplexität möglicher sequentieller („→“) und paralleler („+“) Integrationsschritte¹ ist ein Design mit zwei gleichwertigen Hauptsträngen (etwa: *QUAN+QUAL*) also nicht vorgesehen. Die Autorinnen argumentieren explizit gegen diese Vorstellung, denn ihrer Meinung nach sei dann keine sinnvolle und strenge Fragestellung mehr denkbar (ebd., S. 34). Auch diese starke methodologische Festlegung der Autorinnen wird uns noch einmal beschäftigen.

Charles Teddlie & Abbas Tashakkori (2009):

Mixed methods-Designs werden in dieser Konzeption in sechs Formen eingeteilt: *Einzelstrangkonversions-, parallele, sequenzielle, Transformations-, Multi-level-* sowie *vollständige Integrations-Mischdesigns*. In zwei von diesen Formen kann man bei den Autoren von einer gleichwertigen Rolle qualitativer und quantitativer Studienteile sprechen: Während wir das hoch anspruchsvolle vollständige Integrations-Mischdesign hier nicht betrachten können, kommt das

parallele Mischdesign den bereits genannten Designs anderer AutorInnen sehr nahe. In diesem haben beide Studienstränge zunächst eigene Ergebnisse und Schlussfolgerungen (*inferences*) hervorgebracht, bevor sich die Frage der integrativen Schlussfolgerung (*meta-inference*) stellen kann. Letzteres sei in besonderer Weise sowohl ein kreativer Prozess (*art*) als auch eine Wissenschaft (*science*, ebd., S. 289). Eingehend widmen sich Teddlie und Tashakkor diesem Problem und halten dazu folgende Regeln fest: (a) von einer parallelen integrativen Analyse soll auf der Ebene der Ergebnisse dann und nur dann die Rede sein, wenn Schlussfolgerungen beider separat durchgeführter Studienstränge dazu beitragen; (b) die Integration zielt auf ein sinnvolles Schlussfolgern über die Forschungsfrage auf Basis von sowohl übereinstimmenden als auch nicht übereinstimmenden Resultaten der Studienteile ab; (c) als entscheidende Qualitätsmerkmale für die Schlussfolgerung sollen die Qualität des integrativen Designs (z.B. Adäquatheit der Analyse; Konsistenz) sowie die interpretative Strenge (z.B. integrative Effizienz, Distinktheit, Korrespondenz) herangezogen werden. Diese Kriterien werden hier deutlicher und umsichtiger als bei anderen Konzeptionen heraus gearbeitet. Dies lässt die Konzeption von Teddlie und Tashakkori im Vergleich als die vollständigste und konklusivste erscheinen.

2.2 Zwischenfazit zu den fünf IQQF-Konzeptionen

Die Synopse von fünf genuinen und aktuellen IQQF-Konzeptionen erlaubt – bei aller notwendigen Kürze und Selektivität der Darstellung – drei Schlüsse: Erstens kann festgestellt werden, dass man seit kurzem im Hinblick auf die allgemeine, d.h. disziplinübergreifende Konzeptualisierung von IQQF-Designs von einem hohen Elaborationsgrad und einem reichhaltigen Literaturangebot sprechen kann. Gleichwohl bleibt zu bedenken, dass diese Angebote bislang nicht spezifisch auf die Psychologie zugeschnitten sind. Zweitens ist zu sagen, dass sich die Konzeptionen hinsichtlich ihrer je eigenen Lösung der oben eingeführten grundlegenden IQQF-Kommensurabilitätsproblematik sowie der Architektur ihres Designangebots mitunter stark voneinander unterscheiden. Von einer auch nur annähernd erreichten Kanonisierung der methodologischen Sicht auf die IQQF kann daher in keiner Weise gesprochen werden. Und drittens finden wir in fast allen zitierten Konzeptionen die explizit formulierte Überzeugung, dass Sequenz- oder Phasenmodelle, in denen eine Methodologie nur *untergeordnete* Teil- oder Nebenfunktionen innerhalb einer Gesamterhebung, die durch die jeweils andere Methodologie dominiert wird, übernimmt, leichter zu handhaben und zu begründen seien als Designs, in denen zwei *gleichwertige* Stränge miteinander zu kombinieren sind. Eine Konzeption (Morse und Niehaus) verwirft diese Option sogar gänzlich. Somit lassen sich aus unserer Sicht bei der IQQF generell leichtere und unproblematischere Designs von anspruchsvolleren und kontroverser diskutierten Designs unterscheiden.

Unseres Erachtens ist damit nun für die *Psychologie* angesichts ihres zweifellos quantitativ dominierten Mainstreams der Schluss möglich, dass eine IQQF für die Disziplin immer dann relativ unproblematisch und leicht zu begründen sein wird, wenn ein qualitativer Studienteil jeweils nur eine untergeordnete bzw. Hilfsfunktion innerhalb des quantitativen Hauptstrangs übernimmt: Sei es, dass es sich beispielsweise um eine qualitative Vorstudie, eine qualitative Illustration von quantitativen Ergebnissen oder die Eruierung von quantitativen

Ausreißern oder Sonderfällen handelt. Um diese, sicher für viele Psycholog/innen konsensfähige und unproblematische Einschätzung soll es daher im anschließenden Diskussionsbeitrag nicht gehen.

Wir möchten uns im Folgenden, in aller gebotenen Kürze, mit der Frage befassen, worin eigentlich der spezifische disziplinäre Hintergrund für die Herausforderungen der Psychologie bei der IQQF bestehen könnte. Dies lässt sich aus unserer Sicht am besten an denjenigen, den oben eingeführten Konzeptionen zufolge anspruchsvollsten IQQF-Designs diskutieren, welche eine *gleichrangige Integration von qualitativen und quantitativen Forschungsergebnissen innerhalb einer Studie* beinhalten. Wir wenden uns dabei gezielt dem allzu häufig ausgeblendeten Aspekt der *Inhalte* psychologischer Forschungsergebnisse jenseits reiner „Technikfragen“ zu. Der Diskussionsbeitrag wird dabei zunächst von der zweifellos grundlegenden Distanz zwischen quantitativer und qualitativer Psychologie ausgehen und für deren Überbrückung Möglichkeiten der Zusammenführung in Form eines heuristischen Modells vorschlagen.

3. Psychologische Forschungsfragen und die Integration qualitativer und quantitativer Ergebnisse: ein Klassifikations- und Explikationsversuch²

3.1 Komplementäre und Differenzintegration bei der IQQF anhand von typischen Forschungsfragen der Psychologie

Wir gehen in diesem Abschnitt von der von vielen Autor/innen geteilten Einschätzung (vgl. Abschnitt 2.1) aus, dass die Frage nach der Integration qualitativer und quantitativer Ergebnisse in einer Studie mit zwei gleichwertigen Strängen eine der schwierigsten und begründungspflichtigsten Schritte bei der IQQF darstellt; in jedem Fall um ein anspruchsvolles und voraussetzungsreiches Unterfangen. Wir gehen ferner davon aus, dass diese Verknüpfung für die Psychologie eine ganz besondere Herausforderung darstellt und dass die Disziplin von einer für sie spezifischen Konzeptualisierung profitieren könnte. Denn die in der Literatur vorfindlichen Vorschläge beachten die besonderen Inhalte der Disziplin bislang nicht ausreichend.³

Stellen wir dazu zunächst ganz allgemein ein beliebiges psychologisches Forschungsinteresse zu einem beliebigen psychologischen Thema vor. An dieses Thema sollten sich prinzipiell sinnvolle quantitative (z.B. Wie stark? Wie häufig?) und sinnvolle qualitative (z.B. Wie subjektiv verstanden? Wie individuell handelnd?) Fragen formulieren lassen. Nehmen wir weiter an, dass diese Fragen in einer integrativen Studie mit zwei gleichwertigen Strängen (d.h. einem qualitativen und einem quantitativen) methodisch korrekt (*lege artis*) behandelt werden können. Im Gegensatz zu Morse und Niehaus (2009) gehen wir davon aus, dass dies häufig möglich ist.⁴ Und nehmen wir schließlich an, dass sich dann die Frage stellt, wie sich quantitative und qualitative Ergebnisse zu dieser Forschungsfrage sinnvoll aufeinander beziehen lassen. Dann lässt sich unab-

hängig vom konkreten Thema zunächst das folgende Schaubild zur Ausgangssituation der IQQF auf der *Ergebnisseite* zeichnen (Abbildung 1).

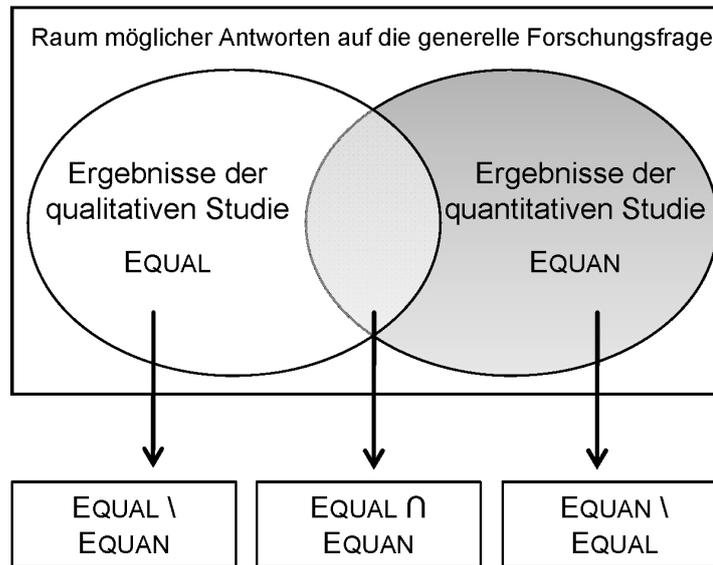


Abbildung 1: Allgemeines Schema der Ausgangslage bei der Ergebnisintegration in einer mixed methods-Studie

In jedem solchen Fall lassen sich also ein möglicher Überschneidungsbereich der *Ergebnisse* beider Teilstudien sowie zwei separate Differenzbereiche postulieren. Wie lässt sich diese abstrakt skizzierte Ausgangslage nun für die Psychologie konkretisieren? Wir möchten vorschlagen und exemplarisch diskutieren, dass ein *Disposition-Sinn-Modell* einen adäquaten paradigmatischen Rahmen für diese Ausgangslage der IQQF in der Psychologie darstellen könnte (vgl. Abbildung 2). Wir behandeln dieses Modell zunächst weiter abstrakt an der für die Psychologie charakteristischen Erklärung individuellen Erlebens und Verhaltens.

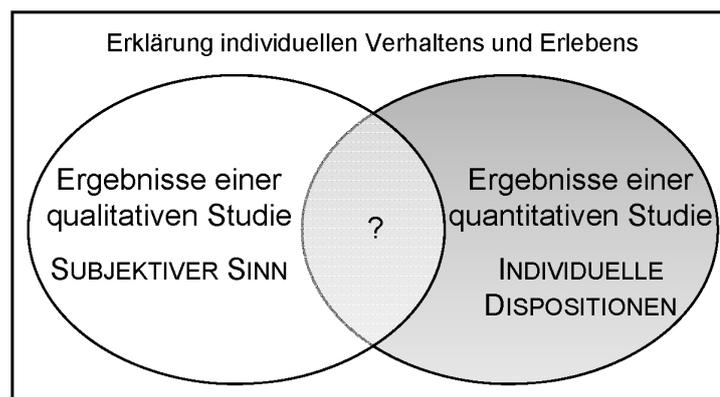


Abbildung 2: Skizze der typischen Ausgangslage bei der IQQF auf der Ergebnisseite in der Psychologie: das Disposition-Sinn-Modell

Denn auf der einen Seite sind in der quantitativen Psychologie individuelle psychische Eigenschaften in Form von Dispositionen typischerweise an der Erklärung von Erleben und Verhalten zentral beteiligt. Diese werden gewöhnlich als mittelfristig stabile Persönlichkeitsmerkmale verstanden, in denen sich Individuen unterscheiden können (Asendorpf 2010). Als Beispiele hierfür könnte man sich vorstellen, dass die subjektive Partnerschaftszufriedenheit auf individuellen Neurotizismus (eine Persönlichkeitsdisposition), fremdenfeindliches Verhalten durch xenophobe Einstellungen (eine Bewertungsdisposition) oder das Verhalten in einer Leistungssituation durch intellektuelle Fähigkeiten (eine kognitive Disposition) erklärt werden.

In der psychologischen Erklärung von Erleben und Verhalten spielen solche individuellen Persönlichkeitsunterschiede in Form von kognitiven Bewertungs-, Handlungs- oder selbstbezogenen Dispositionen nun eine herausgehobene Rolle.⁵ Gemein ist allen Dispositionen, dass es sich bei ihnen um quantitativ abgestufte Eigenschaften des psychischen Apparats einer Person handelt. Diese können daher nicht direkt erhoben werden, etwa in Interviews erfragt, sondern müssen durch viele fehlerbereinigte Reaktionen eines Individuums auf notwendig stark standardisiertes Material (z.B. Ankreuzen von Testitems, Reaktionen auf eine experimentelle Manipulation) und den nachfolgenden Vergleich mit Reaktionen anderer Individuen auf dasselbe Material ermittelt werden. Anders formuliert: Wie stark eine individuelle Disposition ausgeprägt ist, ist für den Einzelnen introspektiv, aber auch durch Fremdbeobachtung grundsätzlich nicht feststellbar, sondern muss statistisch aus dem Vergleich von Testergebnissen mehrerer Personen erschlossen werden.

Auf der anderen Seite des Modells lassen sich die Ergebnisse qualitativer psychologischer Studien – bei aller Unterschiedlichkeit in Terminologie und je konkreter Konzeption (vgl. dazu im Überblick die Beiträge im Handbuch von Mey/ Mruck 2010) – grundlegend als interpretative Rekonstruktionen subjektiven Sinns beschreiben. Erleben und Handeln von Individuen wird hier als ein sinnhafter, d.h. semantischer Prozess rekonstruiert, welcher sich aus bewussten und unbewussten (aber prinzipiell bewusstseinsfähigen) Bedeutungsrepräsentationen konstituiert. Sei es, dass man die individuelle Konstruktion von Biografie in der Adoleszenz als Identitätsprozess rekonstruiert (Mey 2007b), den Kinderwunsch von Männern als subjektiven Selbstergänzungsprozess versteht (v.d. Lippe 2005) oder die soziale Interaktion mit Sterbenden durch „awareness contexts“ beschreibt (Glaser/Strauss 1980): Individuen wird durch den Verzicht auf Standardisierung bzw. einfaches Reizmaterial der Raum gegeben, ihr je eigenes Verständnis, ihre je eigene Konstruktionsleistung subjektiv zu produzieren, welche die Forschenden dann rekonstruierend berichten. Dabei zeichnen sich qualitative Verfahren durch die Ablehnung einer Engführung der Erhebung auf isolierte Phänomene oder Einheiten hin aus, so dass die sozialen und kulturellen Bezüge des individuellen Bewusstseins häufig deutlich werden.

Folgt man dieser Kurzcharakterisierung typischer Ergebnisse quantitativer und qualitativer Forschungsmethoden in der Psychologie bis hierher (und für eine eingehende Diskussion wird auf die Literatur verwiesen, vgl. etwa auch die Rezensionen einschlägiger Werke in dieser Ausgabe), wird deutlich, dass man es in der Tat mit einer schwierigen Ausgangslage zu tun hat. Es könnte zunächst äußerst fraglich erscheinen, ob sich hier überhaupt ein lohnenswerter Schnittbereich aus Dispositionen und subjektivem Sinn formulieren lässt. Wir möchten dieses hypothetische Disposition-Sinn-Modell der IQQF daher nun auf die all-

gemein formulierte Forschungsfrage der Erklärung von *Handlungen* bzw. *Verhalten* beispielhaft anwenden und dabei skizzieren, in welcher Weise sich mixed methods bei zwei gleichrangigen Forschungssträngen (qualitativ und quantitativ) zu einer lohnenswerten Forschungsstrategie für die Psychologie entwickeln könnte.

Eine idealtypische Forschungsfrage: die psychologische Erklärung von Verhalten/Handeln⁶

Nehmen wir an, wir möchten erklären, warum sich Individuen auf eine bestimmte Art und Weise verhalten bzw. handeln, einerlei, ob es um das Eingehen einer Partnerschaft, den Umgang mit Fremden oder Schulleistungen geht: Jedes andere beobachtbare Verhalten wäre für diese Diskussion ebenso denkbar. Und nehmen wir weiter an, dass wir dazu *lege artis* sowohl eine quantitative als auch eine qualitative Teilstudie durchgeführt haben, die jeweils für sich genommen dazu geeignet sind, das fragliche Verhalten – bei je eigenem Gegenstandsverständnis und methodischem Vorgehen – verständlich zu machen bzw. zu erklären. Dann erhalten wir unweigerlich zwei völlig unterschiedliche Arten von Aussagen aus diesen Studien.

Die Ergebnisse der quantitativen Teilstudie würden in ihrer grundlegendsten Form – der Anschaulichkeit halber wählen wir einen sehr simplen Prototyp – beispielsweise als eine Regressionsgleichung formuliert werden (Formel 1):

$$V = \beta * D + y \quad (1)^7$$

wobei V für die individuelle Verhaltenswahrscheinlichkeit, D für das quantitative Ausmaß der individuellen Disposition, β für die Stärke des Zusammenhangs zwischen Disposition und Verhalten und y für eine von der Disposition unabhängige, konstante Grundwahrscheinlichkeit stehen. Somit würde die quantitative Studie, eine saubere Durchführung vorausgesetzt, zweifellos dazu beitragen, individuelle Verhaltensunterschiede in V zu erklären, indem sie diese auf unterschiedliche individuelle Ausprägungen in der Disposition D zurückführt – genau dann und in dem Maße wie β als statistisch signifikant von Null verschieden geschätzt werden kann.

Die Ergebnisse der qualitativen Teilstudie – und auch hier wählen wir aus didaktischen Gründen sehr einfache Prototypen – würden sich nun ganz anders darstellen. Beispielweise könnten sie in einer oder mehreren qualitativen, d.h. sinnförmigen Kategorien bestehen, welche ihrerseits differenzierte Unterkategorien umfassen können oder auf Nachbarkategorien verweisen. Diese miteinander verbundenen Kategorien würden dann die subjektive Sicht auf das fragliche Handeln in ihrem Bedeutungsgehalt, in ihrer komplexen individuellen und/oder kontextuellen Einbettung beschreibbar machen. Oder aber wir erhalten – als eine ebenso übliche Form qualitativer Ergebnisse – eine Typologie sensu Kluge (2000; Kelle/Kluge 2010), in der dieser Sinn- und Bedeutungsgehalt in seinem ideal- oder prototypischen Zusammenhang dargestellt wird (vgl. Abbildung 3). Mit anderen Worten ergeben die qualitativen Ergebnisse – in dieser allgemeinen Formulierung und wieder unter der Voraussetzung einer adäquaten Studiendurchführung – sinnhafte semantische, bewusste oder bewusstseinsfähige Repräsentationen, die das individuelle Verständnis oder Vorgehen im Hinblick auf das zur Frage stehende Handeln verstehbar machen.⁸

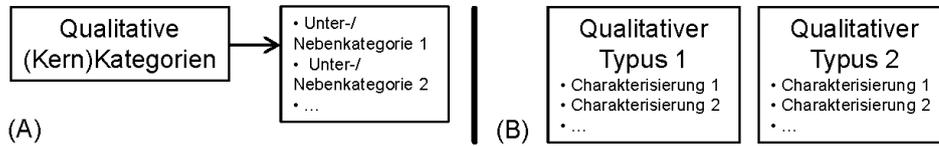


Abbildung 3: Kategorien (A) oder Typen (B) als Beispiele für übliche Formen qualitativer Ergebnisse

Das Problem der Ergebnisintegration lässt sich vor dieser abstrakt skizzierten Ausgangslage nun eingehender diskutieren. Die quantitativen Ergebnisse haben in dem genannten Beispiel gezeigt, dass die psychische Disposition D individuelles Verhalten V zu einem bestimmten Grad zweifellos vorhersagt. Fragen, die dabei auf *empirischer Basis* notwendig unbeantwortet bleiben müssen, sind etwa: Würden auch andere Dispositionen D' oder D'' das Verhalten in derselben Form hervorbringen? Durch welchen Mechanismus geschieht es, dass die Disposition D das Verhalten V bestimmt? Inwiefern spielen biografische, kulturelle oder soziale Bedeutungen des Verhaltens V und der Disposition D in den Zusammenhang hinein?⁹

Und vice versa haben die qualitativen Ergebnisse zweifellos aufgedeckt, wieder in allgemeiner Form und am Beispiel, wie Individuen das fragliche Handeln aus ihrer Perspektive bewerten, mit welchen Bedeutungen sie es belegen, was sie subjektiv mit dem Handeln und der Möglichkeit oder der Erfahrung seiner Ausführung assoziieren, welche Pläne oder Strategien sie dabei subjektiv verfolgen. Was qualitative Ergebnisse wiederum *nicht empirisch* beantworten können, sind Fragen wie: Von welcher Unterkategorie oder qualitativen Charakterisierung eines Typus' hängt es wie stark ab, ob eine Handlung zur Ausführung kommen wird? Um wie viel wahrscheinlicher oder unwahrscheinlicher wird das Handeln bei einer spezifischen Kategoriendimension/-eigenschaft oder individueller Zugehörigkeit zu einem bestimmten Typus? Wie stark hängen Sichtweisen und Handlung insgesamt zusammen?¹⁰

Somit ergibt sich in dieser allgemein und abstrakt skizzierten Ausgangslage vor jeder Ergebnisintegration von zwei gleichrangigen Studiensträngen zunächst eine in der Tat *prima facie* eher unvereinbare Situation (vgl. Abbildung 4), von der man hofft, dass sie sich ergänzt, im Wortsinn „komplementiert“ (lat. *complementum*: Ergänzung). Aber wie? Was ist von einer Integration qualitativer und quantitativer Ergebnisse bei der psychologischen Erklärung von Verhalten bzw. Handeln im Disposition-Sinn-Modell zu halten?

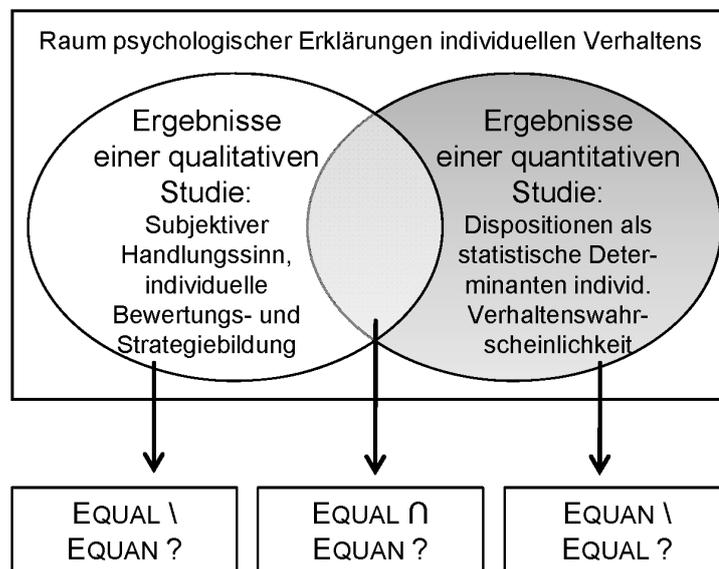


Abbildung 4: Die allgemeine Ausgangslage bei der Ergebnisintegration von zwei gleichwertigen psychologischen Teilstudien zur Erklärung von Verhalten/Handeln.

Wir betrachten hierzu nun zuerst die in Abbildung 4 skizzierte Differenzmenge auf der rechten Seite des Schaubildes. Die Menge $\{E_{QUAN}\} \setminus \{E_{QUAL}\}$ bezeichnet alle Ergebnisse, von denen wir aus der quantitativen Teilstudie wissen, dass sie einen statistischen Effekt auf das fragliche Verhalten besitzen, aber von denen wir gleichzeitig aus dem qualitativen Studienstrang heraus wissen, dass ihnen subjektiv keine Bedeutung beigemessen wird. Bei der psychologischen Erklärung von Verhalten würde es sich hierbei somit um individuelle Dispositionen handeln, welche statistische Determinanten des fraglichen Verhaltens darstellen (z. B. $\beta \neq 0$, $p < .05$), deren Bedeutungsgehalt durch die Befragten selbst aber nicht thematisiert wird bzw. in den qualitativen Kategorien oder Typen nicht vorkommt. Wir hätten es in diesem Fall also mit für den Einzelnen *subjektiv externen* Ursachen des Verhaltens zu tun. Beispielsweise könnte eine quantitative Studie finden, dass intelligentere Personen ein bestimmtes Verhalten häufiger zeigen als weniger intelligente, aber gleichzeitig wird der kognitive Anforderungsgrad an das Verhalten qualitativ nicht thematisiert; quantitativ könnte sich ein hohes dispositionelles Bindungsmotiv als Determinante eines Verhaltens erweisen, aber gleichzeitig wird das Streben nach verlässlichen und tiefen Beziehungen subjektiv nicht thematisiert; quantitativ könnten sich nonkonformistische Werthaltungen signifikant auf die Verhaltenswahrscheinlichkeit auswirken, aber gleichzeitig werden Wertfragen durch die Individuen qualitativ nicht herausgestellt.

Eine solche Ergebniskonstellation hätte nun weitreichende und allgemeine Folgen für die psychologische Erklärung. Denn üblicherweise werden quantitative Befunde, vor allem solche aus anspruchsvollen Studien, durch die Forschenden in der einen oder anderen Form kausal interpretiert. An den oben genannten Beispielen könnten solche typischen psychologischen Interpretationen etwa lauten: „weniger intelligente Personen umgehen das Verhalten, da sie die kogni-

tiven Anforderungen meiden“ oder „Bindungsmotivierte zeigen das Verhalten eher, weil sie eine Verschlechterung ihrer persönlichen Beziehungen verhindern wollen“ oder „für Nonkonformisten ist das Verhalten weniger attraktiv“. In jeder empirischen quantitativen Studie finden sich solche, auf Theorien oder dem Alltagsverständnis der Autor/innen basierende Interpretationen von Befunden, meist auf Basis allgemeiner (nomothetischer) Theoriemodelle. Im Fall der Differenzmenge $\{E_{QUAN}\} \setminus \{E_{QUAL}\}$ nun – und wir betonen noch einmal: bei zwei gleichrangigen *lege artis*-Erhebungen zum selben Verhalten – könnten solche Interpretationen nun durch den Integrationsschritt auf empirischer Grundlage (!) verworfen werden. Stattdessen könnte durch die Ergebnisintegration, und nur durch diese, eine Erklärung für das Zustandekommen der quantitativen Befunde *außerhalb* des Individuums selbst belegt werden. Denkbar wären hier im Fall der genannten Differenzmenge beispielsweise soziale Selektionseffekte (z.B. andere Akteure platzieren Personen aufgrund der Disposition D in einen verhaltensförderlichen oder -hinderlichen Kontext) oder bislang unbedachte und daher nicht erhobene Wirkungsketten (z.B. die Disposition D erhöht zunächst die Wahrscheinlichkeiten für die Verhaltensweisen A und B, welche sich dann erst auf V auswirken). Diese Erklärungen, und weitere wären denkbar, würden diesem Modell zufolge überhaupt erst durch die Integration qualitativer und quantitativer Ergebnisse *empirisch* plausibilisierbar und eben nicht nur dem brückenhypothetischen oder alltagspsychologischen Talent des Autors bzw. der Autorin überantwortet.

Eine nahezu inverse Konsequenz hätten Befunde, die bei der Ergebnisintegration der in der Abbildung 4 links dargestellten Differenzmenge $\{E_{QUAL}\} \setminus \{E_{QUAN}\}$ zugeordnet werden könnten. Hierbei handelt es sich um qualitative Ergebnisse, deren subjektiver Bedeutungs- und Sinngehalt durch keinen der quantitativen Befunde approximiert werden könnte. Es wäre beispielsweise denkbar, dass Befragte bei der Reflexion des fraglichen Handelns dieses stark in den Kontext des eigenen Aufwachsens in ihrer Herkunftsfamilie einordnen, aber gleichzeitig findet keine der im quantitativen Studienstrang eingesetzten psychometrischen Skalen zum erinnerten elterlichen Erziehungsverhalten oder zur Retrospektion auf das Familienklima einen Zusammenhang mit dem Verhalten; dass Beziehungshandeln subjektiv mit dem Nachdenken über zukünftige Entwicklungswege (Trajektorien) in Verbindung gebracht wird, aber gleichzeitig kommt keine der quantitativen Skalen zum idealen Selbstkonzept, zu Lebenszielen oder den *possible selves* (Markus/Nurius 1986) zu einem signifikanten Ergebnis; dass sich qualitativ verschiedene Handlungstypen anhand von Unterschieden in den individuellen Handlungsstrategien finden, aber gleichzeitig ergeben die quantitativen Maße zur Handlungsorientierung keine robuste oder vergleichbare Clusterlösung auf Seiten der unabhängigen Variablen.

Auch diese Konstellation hätte gewichtige und allgemeine Konsequenzen für die psychologische Erklärung. Befunde aus dieser Differenzmenge lassen sich so verstehen, dass die qualitative Teilstudie individuelle Repräsentationen von Bedeutungen oder Prozessen aufgedeckt hat, die zwar die subjektive Auseinandersetzung mit der fraglichen Handlung adäquat widerspiegeln, sich jedoch nicht direkt auf die individuelle Handlungsbereitschaft oder die Wahrscheinlichkeit, diese Handlung auch auszuführen, auswirken. Dies könnte dann in der qualitativen Teilstudie beispielsweise dazu führen, stärker nach individuellen oder sozialen Inhibitionsprozessen zu fragen, welche die subjektiven Handlungsgründe von der Umsetzung trennen. Diese Fragen würden

wiederum erst durch die Integration qualitativer und quantitativer Ergebnisse, und nur durch diese, sinnvoll und auf *empirischer Basis* gestellt und nicht nur dem Interpretationshorizont des qualitativen Forschenden überantwortet bleiben.

Kommen wir abschließend zur letzten verbliebenen Teilmenge in unserem Modell der Ergebnisintegration, nämlich der in Abbildung 4 in der Mitte angeordneten Schnittmenge $\{E_{QUAL}\} \cap \{E_{QUAN}\}$. Diese Schnittmenge beinhaltet *sowohl* qualitative Ergebnisse zum individuellen Handeln, deren subjektiver Bedeutungs- bzw. Sinngehalt durch quantitative Befunde approximiert werden kann, *als auch* quantitativ ermittelte dispositionelle Determinanten von Verhalten, deren Bedeutung sich in den qualitativ rekonstruierten Sinnstrukturen wiederfindet. Somit können die Ergebnisse dieses Schnittbereichs einerseits zeigen, welche individuellen Dispositionen in welchem quantitativen Ausmaß zum Verhalten führen, andererseits wäre gleichzeitig auch der empirische Mechanismus qualitativ substantiierbar; denn der Stellenwert des intensionalen Gehalts der Disposition in der subjektiven Auseinandersetzung mit dem Handeln kann anhand der qualitativen Rekonstruktion direkt belegt werden.

Ganz allgemein könnte man bei dieser Schnittmenge also von *handlungsrelevanten Personmerkmalen* oder von *verhaltensförderlichen Sichtweisen* sprechen. Am Beispiel der Studie von v.d. Lippe (2010) zum Kinderwunsch junger Männer und dem Übergang zur Erstvaterschaft lässt sich diese Schnittmenge illustrieren: Junge Männer betonten im qualitativen Studienteil beispielsweise die Bedeutung einer guten Partnerschaft für ihren Kinderwunsch, gleichzeitig wirkten sich ebenso ihre psychometrisch erfassten Einstellungen zur Partnerschaft signifikant positiv auf die Wahrscheinlichkeit einer Vaterschaft aus. Eine vollständige psychologische Handlungserklärung wäre dem skizzierten Disposition-Sinn-Modell zufolge auf *empirischer Basis* sogar ausschließlich durch die Integration qualitativer und quantitativer Befunde möglich.

Fazit und Einordnung des Diskussionsbeitrags

Wie ist nun dieses, hier in Form eines Diskussionsbeitrags vorgestellte Disposition-Sinn-Modell (DS-Modell) in den Kontext der aktuellen Diskussion um mixed methods und des Themas dieses Schwerpunktteils einzuordnen? Wir denken, dass es ein gewisses Erklärungspotenzial enthält und sich auf einige der strittigen Fragen aus der oben eingeführten Diskussion zur Methodenintegration (vgl. Abschnitt 2.1) mit einem spezielleren Blick auf die Psychologie Gewinn bringend beziehen lässt.

Zunächst einmal wird durch den Diskussionsbeitrag unmittelbar einsichtig, warum die Frage nach der Integration qualitativer und quantitativer Methoden (IQQF) für manche Teildisziplinen der Psychologie attraktiver sein dürfte (wir sprachen hier eingangs von „Kristallisationskernen“) als für andere. Denn nicht jedes Teilgebiet der Psychologie hat es überhaupt mit der sinnhaften Auseinandersetzung von Individuen mit dem Forschungsgegenständen zu tun. Wahrnehmungs- oder neuropsychologische Effekte etwa beinhalten in derart geringem Umfang Fragen nach subjektivem Sinn, dass eine IQQF in der Lesart des DS-Modells hier kaum als sinnvolle Strategie erscheint. Es sind also vor allem diejenigen Teildisziplinen, in denen das sinnförmige individuelle Erleben oder Handeln von Subjektiven interessiert (z.B. die Sozial-, Kultur-, Persönlichkeits-, Entwicklungs-, Familien- oder Pädagogische Psychologie), für die die IQQF überhaupt eine interessante Strategie darstellen kann.

Ferner können wir anhand unseres Diskussionsbeitrags auf die oben (Abschnitt 2.1) zitierten Caveats und (z.T. apodiktisch formulierten) Limitationen bei der IQQF genauer und bewertend eingehen. Wir stimmen erstens mit Creswell und Plano Clark (2007) überein, dass es sich bei der gleichrangigen IQQF auf der Ergebnisseite in der Tat um ein anspruchsvolles Vorgehen handelt, wenn nicht gar um das anspruchsvollste bei der IQQF. Die etwas vage bleibenden Vorschläge der Autor/innen, hier auf Tabellen oder Beschreibungen zurückzugreifen, lassen sich aus unserer Sicht mithilfe des DS-Modells für die Psychologie fundieren und mit den Präzisierungen zum parallelen Mischdesigns von Teddlie und Tashakkori (2009) operationalisieren. Als *adäquat* und *konsistent* würde sich ein IQQF-Design (die kursiven Begriffe werden bei Teddlie und Tashakkori explizit so genannt) zum einen genau dann erweisen, wenn die Grundvoraussetzungen des DS-Modells erfüllt sind, nämlich die Möglichkeit, sinnvolle qualitative wie quantitative Fragen an denselben Forschungsgegenstand zu formulieren und in der Ergebnisintegration die grundlegende Eigenständig- und Gleichrangigkeit beider Ergebnisformen zu bewahren. Als *effizient*, *distinkt* und *korrespondierend* würde sich zum anderen die *interpretative Strenge* (ebenfalls Begriffe von Teddlie und Tashakkori) bei der IQQF in der Psychologie dann erweisen, wenn – wie im DS-Modell aufgeführt – (1) erst auf der Ergebnisseite (2) alle Ergebnisse der einen Teilstudie (3) vollständig den (4) semantisch korrespondierenden der jeweils anderen gegenüber gestellt werden und (5) dann alle drei Überschneidungsbereiche des DS-Modells gesondert Berücksichtigung finden. Genau dann wird sich die Gesamtaussage aus einer IQQF-Studie auch als systematisch und methodisch vertretbar darstellen – als „defensibel“, wie Greene (2007, S. 122) in der Darstellung ihres Konvergenz-Komponentendesigns forderte.

Genau dann wäre schließlich auch Morse und Niehaus (2009) zu widersprechen und ein wirklich gleichrangiges Design mit zwei Studienteilen in Großbuchstaben (z.B. QUAN + QUAL) ihrer Systematik zu ergänzen. Denn, so ließe sich mit Kelle (2008) sagen, sowohl qualitative als auch quantitative Vorgehensweisen zielen auf Kausalaussagen über ihren Gegenstandsbereich, und der herkömmliche, auch bei Morse und Niehaus so praktizierte, wechselseitige Abschluss von induktivem versus deduktivem Gesamtvorgehen (theoretical drive) ließe sich – ebenfalls mit Kelle – durch den Bezug auf die abduktive Inferenzform erkenntnistheoretisch fundiert erweitern (Kelle 2008, S. 124ff.).

Es ist klar, dass das DS-Modell trotz seiner u.E. *prima facie*-Nützlichkeit aus Darstellungsgründen sehr abstrakt und limitiert formuliert war. Von vielen weiteren Erklärungsansätzen sowohl der quantitativen Psychologie (z.B. state-Eigenschaften) als auch der qualitativen Forschung (z.B. objektive Hermeneutik) wurde abgesehen, und es wäre wünschenswert und notwendig, diese Erweiterungen in zukünftigen Arbeiten weiter zu verfolgen. Dennoch denken wir, dass die eingehende Beschäftigung mit Fragen wie den oben skizzierten durchaus weit reichende Konsequenzen für die Disziplin haben könnte. Denn bereits dieses (limitierte) Modell bot hinreichend Motive für die stärkere Zusammenführung qualitativer und quantitativer Forschung, da sich dadurch erhebliche Konsequenzen für die psychologische Erklärung selbst ableiten ließen. Auch wenn wir lediglich den Fall der Ergebnisintegration bei zwei gleichrangigen Studienteilen zur identischen Forschungsfrage skizziert haben, sind andere Integrationsmodi und -designs vermutlich ebenfalls relevant.

4. Zusammenfassung und Ausblick auf die Beiträge des Schwerpunktteils

In dieser erweiterten Einführung in den Schwerpunktteil dieses Heftes haben wir einen Einblick in einige und, wie wir denken, für die Psychologie relevante Aspekte der aktuellen mixed methods-Diskussion gegeben sowie einen eigenen Diskussionsbeitrag zur Integration qualitativer und quantitativer Forschung (IQQF) aus der spezifischen Sicht der Psychologie präsentiert. Die hier vorgestellte systematisierende und zusammenfassende Diskussion der aktuellen Ansätze zur IQQF implizierte dabei eine Abkehr von eindimensionalen Betrachtungsweisen: Sowohl inhaltlich als auch methodisch wird der Anspruch der Überwindung einer Ära psychologischen Denkens und Forschens formuliert, in der konkurrierend kontroverse Konzepte des psychischen Apparats und seiner Funktionen unverbunden nebeneinander stehen oder einander im Sinne von Paradigmenwechseln gegenseitig ablösen. Diese paradigmatische Heterogenität – Madill und Gough (2008) sprechen von einer paradigmatischen Fragmentierung – betrifft eben nicht nur die psychologische Theoriebildung, sondern auch Methodologie und Methodik.

Wir erachten den formulierten integrativen Anspruch als besonders bedeutsam für die Disziplin, da sich – weit über die klassische Differenzierung in naturwissenschaftlich-nomothetische und geisteswissenschaftlich-idiografische Ansätze hinaus – heute eine Pluralität von Gegenstandsverständnissen und Herangehensweisen etabliert hat, deren Geltungsansprüche untereinander konkurrieren und einer Integration (und sei es einer Integrationsmöglichkeit) harren. So leisten beispielsweise im psychologischen Verständnis von Persönlichkeit und Persönlichkeitsstörung psychoanalytische, neurobiologische und evolutionspsychologische, behavioristische, kognitivistische, faktorenanalytische, humanistische, genderorientierte, interaktionistische, stresstheoretische sowie kulturelle Modelle weitgehend unverbunden theoretische Beiträge, und es werden jeweils methodologisch und methodisch unterschiedlichste Forschungsstrategien vorgeschlagen (Frommer 2009).

Darüber hinaus gleichen sich, trotz aller Unterschiede, quantitative und qualitative Zugänge in ihrer Eigenart, innerhalb ihrer selbst ebenso eine Pluralität von Datenerhebungs- und -auswertungsmethoden zu pflegen. Besonders für die qualitativen Ansätze ist weiterhin strittig, ob die verschiedenen Ansätze ein gemeinsames methodologisches Fundament verbindet. Versuche etwa, eine methodisch verstandene Hermeneutik (Rennie 2006) zur gemeinsamen Basis qualitativer Methoden zu erklären, sind nicht unwidersprochen geblieben.

Dieser Hintergrund und Kontext verleiht der Frage der IQQF zusätzlich Brisanz. Dabei kann die Theoriebildung aber besonders dann stimuliert, herausgefordert und befruchtet werden, wenn mit unterschiedlicher Methodik erfaschte Ergebnisse sich nicht gegenseitig bestätigen und erhärten, sondern zur Herausbildung eines mehrschichtigen, spannungsreichen und dialektischen Gegenstandsverständnis zwingen. Dieses Prinzip findet sich auch in dem skizzierten Disposition-Sinn-Modell wieder und wird hierin vor allem hinsichtlich zukünftiger Synthesemöglichkeiten diskutiert. An dieser Stelle wäre zusätzlich sicher noch zu ergänzen, dass Kontradiktionen nicht nur beim Vergleich der introspektiv zugänglichen und qualitativ analysierbaren Binnenperspektive der Beforschten mit den Ergebnissen quantitativer Erfassung von Dispositionen zu erwarten

sind, sondern auch *innerhalb* beider Bereiche in Abhängigkeit von den jeweiligen Operationalisierungen und Fokussierungen auf Einzelaspekte der zugrunde liegenden Konstrukte. Für das tiefere Verständnis widersprüchliche Ergebnisse innerhalb qualitativer Ergebnisse bietet sich auch heute noch der innerhalb der Psychoanalyse als Basiskonzept etablierte Begriff des inneren Konflikts (Frommer 2007; Frommer/Langenbach 2006) an.

Somit erscheint uns zum gegenwärtigen Zeitpunkt die zusammenfassende Feststellung zutreffend, dass es sich bei der IQQF um einen derzeit sehr offenen methodischen Entwicklungsprozess handelt und dass die Psychologie nur davon profitieren kann, wenn sie sich stärker als bislang darauf einlässt. Dafür legen auch die in diesem Schwerpunktteil gebündelten Forschungsarbeiten exemplarisches und beredtes Zeugnis ab, teilen doch alle Beitragenden die Einschätzung eines für die Psychologie möglichen, hohen Profits durch die Integration qualitativer und quantitativer Methoden für ihre jeweiligen Subdisziplinen. Dabei gehen die Beiträge im Einzelnen sehr unterschiedliche Wege und bilden – ohne dass es ursprünglich so geplant gewesen wäre – ein weites Spektrum möglichen IQQF-Designs ab.

Nicola Baumann und *Mechthild Kiegelmann* führen an einem bedeutenden Thema aus der Pädagogischen Psychologie, nämlich der Evaluation psychologischer Interventionsprojekte im schulischen Kontext, vor, wie sich durch die Implementierung von vertiefenden qualitativen Fallstudien zusätzlich zu quantitativen Verfahren relevante Erkenntnisgewinne erzielen lassen. Häufig stellt sich nach der Implementierung eines Interventionsprojekts ja die Frage, ob und was die Teilnehmenden überhaupt gelernt haben und wie man das Lernen methodisch adäquat erfassen kann. Bereits im quantitativen Studienteil sind sich die Autorinnen der Erfassungsproblematik bewusst und verbinden nicht-reaktive (Reaktionszeit-)Testungen mit Fragebögen. Diese beiden Verfahren zeigen zunächst widersprüchliche und nur hypothetisch erklärbar Ergebnisse. Hier kommen nun die qualitativen Interviews mit Interventionsteilnehmenden aus verschiedenen Gruppen ins Spiel. Der Einbezug dieser Ergebnisse stützt nun auf empirischer Basis (!) die im quantitativen Studienteil formulierte Hypothese einer Dissoziation zwischen Wissen und Tun. Die Integration qualitativer Befunde kann erklären, warum ein vermeintlich (quantitativ) hoch selbstmotivierter Teilnehmer in seinem Tun von der Intervention faktisch wenig profitiert, während ein zunächst vermeintlich gering selbstmotivierter Teilnehmer schließlich sowohl sein Tun als auch seine quantitativ erfasste Selbstmotivation steigern kann. Zwei qualitativ herausgearbeitete Selbstkontrollstrategien dienen der empirischen Substantiierung der entsprechenden nomothetischen Hypothesen: ein klassisches, wenngleich in der Psychologie noch massiv unterrepräsentiertes Vorgehen beim Einsatz qualitativer Verfahren in einem quantitativen Forschungskontext, das sich für die methodische Weiterentwicklung geradezu anbietet.

Meike Watzlawik behandelt in ihrem entwicklungs- und familienpsychologischen Beitrag zu den Scheidungsfolgen für Kinder die notorische Frage, man kann fast sagen: der gesamten quantitativen Psychologie, was hinter den Kreuzen in Fragebögen steckt. Der Beitrag zeigt am empirischen Beispiel, wie man durch die ökonomische und parallele Implementierung einer einzelnen qualitativen Nachfrage („freies Erläutern“) relevante Erkenntnisgewinne durch die IQQF erzielen kann. Die Autorin geht dabei von einer der Grundfragen der Scheidungsfolgenforschung aus, nämlich jener, ob und wie stark bzw. lange Kinder unter einer elterlichen Trennung leiden. Dies wird häufig, so auch von der

Autorin, durch Likert-Skalen erfragt, die in ihrem Fall US-amerikanischer Jugendlicher mehrere Jahre nach dem Ereignis zeigen, dass sich die retrospektive Bewertung mit der Zeit deutlich positiver gestaltet als der Rückblick auf die Zeit des Ereignisses. Mithilfe der qualitativen Nachfrage gelingt es der Autorin nun, in der Querschnittserhebung einen Einblick in die sonst meist unbeachtet bleibenden subjektiven Anpassungsprozesse, in die individuelle Auseinandersetzung mit der Scheidung der Eltern sowie in das Gelingen und Scheitern dabei heraus zu arbeiten. Für die Autorin stehen zwei methodologische Hauptschlüsse am Ende der Integration: (1) Die Implementation eines qualitativen Nachfrageteils trägt dazu bei, einen zentralen theoretischen Mechanismus der Veränderung (Person-Umwelt-Gleichgewicht) zu bestätigen und empirisch abzubilden; und (2) es besteht eine generelle Notwendigkeit, sich über Entwicklungsverläufe jenseits von „Globaleinschätzungen“ oder „Grundverständnissen“ durch interpretative Verfahren ein genaueres empirisches Bild zu machen.

In den nächsten beiden Beiträgen verändert sich die Richtung der IQQF grundlegend, da beide von einem qualitativen Hauptteil ausgehen. *Holger von der Lippe* und *Juliane Rösler* führen in ihrem Beitrag aus der psychologischen Partnerschafts- und Netzwerkforschung den parallelen psychodiagnostischen Einsatz von quantitativen Verfahren innerhalb einer qualitativen Kernstudie vor. Sie fragen dabei zunächst explorativ, ob und in welcher Form der Umgang mit gemeinsamen und getrennten Netzwerkpartnern in Partnerschaften junger Erwachsener subjektiv relevant ist, und kodieren qualitative Interviews dazu induktiv-theoretisch. Im Anschluss an die Entwicklung eines qualitativen Theoriemodells für das Verständnis der Netzwerkgestaltung nutzen sie psychometrische Skalen, um die Interviewpartner/innen quasi-psychodiagnostisch in dispositionell distinkte Gruppen zu unterteilen. Diese Integration quantitativer Verfahren in den qualitativen Hauptstrang ermöglicht einen unmittelbaren theoretischen Rückbezug der qualitativen Ergebnisse auf den Wissensbestand der quantitativen Persönlichkeits- und Beziehungspsychologie – und eine Aufklärung bisherig unklarer Zusammenhänge.

Carolin Demuths Beitrag aus der kulturpsychologisch fundierten Sekundäranalyse des Mainzer Entwicklungslängsschnitt behandelt schließlich die womöglich komplexesten Integrationsfragen dieses Schwerpunktteils. Denn hier stehen zunächst die ohnehin anspruchsvollen Fragen (siehe unsere Bemerkungen zu Beginn dieses Abschnitts) einer Integration verschiedener qualitativer Datensorten in einem Langzeitlängsschnitt zur Individualentwicklung vom Kleinkind- bis zum jungen Erwachsenenalter zur Debatte, zu denen dann jeweils quantitative Daten ergänzt werden sollen. Dem Beitrag ist dabei hoch anzurechnen, dass er einerseits die methodologischen und auch epistemologischen Herausforderungen solcher Designs nicht verschweigt, und andererseits eine klare Position bezieht, indem er argumentiert, dass wir in der kultur- und sozialwissenschaftlich informierten Entwicklungspsychologie keine andere Wahl haben, als uns auf diese Komplexität einzulassen, diese „auszuhalten“, wie Demuth schreibt. Nur dadurch, so die Autorin, werde es möglich, ein tieferes Gesamtverständnis der Forschungsfrage zu erlangen und unterschiedliche Zugänge wirklich Gewinn bringend komplementär zur Vervollständigung und Präzisierung von subjektiven Entwicklungsverläufen über die Lebensspanne einsetzen zu können.

Wir wollen noch diesem kurzen Gang durch die Beiträge einem möglichen Missverständnis vorbeugen: Sämtliche Beiträge dieses Schwerpunktes könnten nämlich grundsätzlich (und leicht) von zwei Seiten her zu kritisieren sein: näm-

lich dass sie sich einerseits als empirische Studien nur sehr selektiv auf den quantitativen Mainstream ihrer Themen beziehen und diesen ebenso selektiv erweitern; und dass sie andererseits die Systematik hinter ihren Integrationsbemühungen zu wenig auf eine verallgemeinerbare, theoretisch-epistemologisch fundierte Basis stellen. Gegen diese beiden möglichen Kritiklinien möchten wir die Beiträge bereits präventiv verwahren. Denn alle Beitragenden waren von uns gehalten, an einem *exemplarischen*, aus ihrer jeweiligen Forschungspraxis auszuwählenden *Integrationsproblem* die Möglichkeiten der IQQF jeweils am konkreten Beispiel vorzuführen und auf die mögliche Bedeutung für Theorie und Methodik in der Form von Implikationen aus ihren Ergebnissen heraus einzugehen. Hierbei gilt, dass die (deutschsprachige) Psychologie ohne Zweifel noch ganz am Anfang einer (vorsichtigen) Implementierung qualitativer Methoden oder mixed methods-Ansätzen in ihren methodischen Kanon steht (vgl. dazu auch die relevanten Buch-Rezensionen in dieser Ausgabe). Von daher konnten die Beiträge dieses Schwerpunkts keine Wunder vollbringen; das sollten und behaupten sie auch nicht. Sie markieren zwangsläufig gleich viel noch zu gehende wie zurückgelegte Wegstrecke. Dabei zeigen sie jedoch in u.E. überzeugender und für das Fach relevanter Art und Weise Wege auf, durch die man das innovative Potenzial der IQQF an die klassischen Fragen der Psychologie anschließen und dadurch für die jeweilige Subdisziplin produktiv nutzbar machen könnte. Wir denken, dass die Lesenden dieses Schwerpunktteils ebenso davon profitieren können, sich auf die Komplexität der verhandelten method(olog)ischen wie empirischen Fragen einzulassen und diese – dann sicher mit Gewinn – auszuhalten.

Anmerkungen

- 1 Es wird beispielsweise ein „QUAL+qual+quan → qual+qual → quan“-Design diskutiert (Morse/Niehaus 2009, S. 142ff.).
- 2 Der Abschnitt 3 geht auf einen genuinen Vorschlag des Erstautors zurück.
- 3 Nebenbei erscheint uns hier die Vermutung plausibel, dass einer der Gründe für die historische Marginalisierung qualitativer Methoden in der Psychologie eben auch in genau dieser unbeantworteten Frage der Integration liegen könnte (zur Frage des Stellenwerts qualitativer Forschung und der Methodendebatte in der Psychologie, vgl. aktuell auch: Breuer 2010; Mey 2007a; Michell 2011; Mruck/Mey 2010).
- 4 Zur Veranschaulichung kann man sich vor Augen halten, dass Forschungsfragen wie „Profitieren Schüler von Intervention X?“, „Verändern sich Vorurteile im Intergruppenkontakt?“ oder „Warum trennen sich Paare?“ unseres Erachtens keine Methodologie a priori ausschließen.
- 5 Wir beziehen uns hier also zentral auf den trait-Aspekt von Persönlichkeit, Merkmale des aktuellen psychischen Zustandes (states) werden aus Gründen der Stringenz des Arguments nicht aufgeführt, das Modell ist aber prinzipiell um diesen Aspekt erweiterbar.
- 6 Wieder werden wir uns aus Platzgründen auf dieses Beispiel beschränken, betonen aber, dass eine parallele Argumentation ebenso zum individuellen Erleben möglich wäre.
- 7 Auf das Eintragen von Mess- und Modellfehlertermen verzichten wir aus didaktischen Gründen.
- 8 Beispielsweise könnten solche Ergebnisse biografische Bindungen, subjektive Motivlagen oder individuelle Zukunftsvorstellungen beschreiben, die Personen ihrem Handeln zugrunde legen. Auch welche sozialen oder kulturellen Bezüge subjektiv eine Rolle spielen, würde erklärbar werden.

- 9 Freilich wären alle diese Fragen weiterhin durch quantitative Forschung behandelbar. Die zuletzt aufgeführte Frage könnte beispielweise durch alters-, kultur- und lagesensitive Folgerhebungen behandelt werden – neue Studien also, die dann auch wiederum neu in ähnlicher Art und Weise befragt werden könnten (und dies üblicherweise ja auch werden).
- 10 Freilich wären alle diese Fragen wiederum durch qualitative Forschung behandelbar. Die zuletzt aufgeführte Frage könnte man beispielweise durch Hinzuziehen und den systematischen Vergleich (*constant comparison*) weiterer Fälle, durch die Herausarbeitung der Relation von Kategorien zu Subkategorien datenbasiert bestimmen – neue Studien also, die dann auch wiederum neu in ähnlicher Art und Weise befragt werden könnten (und dies üblicherweise auch werden).

Literatur

- Asendorpf, J. B. (2010): *Psychologie der Persönlichkeit*. 4., überarb. u. aktual. Aufl. Berlin.
- Breuer, F. (2010): Wissenschaftstheoretische Grundlagen qualitativer Methodik in der Psychologie. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden, S. 35–49.
- Creswell, J. W./Plano Clark, V. L. (2010): *Designing and Conducting Mixed Methods Research*. Thousand Oaks.
- Glaser, B. G./Strauss, A. L. (1980): *Awareness of Dying*. New York.
- Flick, U. (2004): *Triangulation. Eine Einführung*. Wiesbaden.
- Flick, U. (2010): Triangulation. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden, S. 278–289.
- Frommer, J. (2007): Psychoanalyse und qualitative Sozialforschung in Konvergenz: Gibt es Möglichkeiten, voneinander zu lernen? In: *Psyche* 61 (8), S. 781–803.
- Frommer, J. (2009): Begriffsbestimmung und Klassifikation von Persönlichkeitsstörungen. In: Haltenhofm H./Schmid-Ott, G./Schneider, U. (Hrsg.): *Persönlichkeitsstörungen im therapeutischen Alltag*. Lengerich, S. 11–32.
- Frommer, J./Langenbach, M. (2007): The Psychoanalytic Case Study as a Source of Epistemic Knowledge. In: Frommer, J./Rennie, D. L. (Eds.): *Qualitative Psychotherapy Research. Methods and Methodology*. 2. Aufl. Lengerich, pp. 50–68.
- Greene, J. C. (2007): *Mixed Methods in Social Inquiry*. San Francisco.
- Hitzler, R. (2007): Wohin des Wegs? Ein Kommentar zu neueren Entwicklungen in der deutschsprachigen „qualitativen“ Sozialforschung [31 Absätze]. In: *FQS* 8 (3), Art. 4, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs070344> [26.3.2011].
- Jahoda, M./Lazarsfeld, P. F./Zeisel, H. (1933/1975): *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch*. Frankfurt a.M.
- Kelle, U. (2008): *Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der empirischen Sozialforschung. Theoretische Grundlagen und methodologische Konzepte*. 2. Aufl. Wiesbaden.
- Kelle, U./Kluge, S. (2010): Vom Einzelfall zum Typus: Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. 2., überarb. Aufl. Wiesbaden.
- Kluge, S. (2000): Empirisch begründete Typenbildung in der qualitativen Sozialforschung. In: *FQS* 1 (1), Art. 14. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001145> [27.09.2011].
- Lippe, H. von der (2005): Dimensionen und Determinanten des Kinderwunsches von Männern in Ostdeutschland in den 1990er Jahren. In: Tölke, A./Hank, K. (Hrsg.): *Männer – das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung*. Sonderheft 4 der Zeitschrift für Familienforschung. Wiesbaden, S. 44–70.
- Lippe, H. von der (2010): Motivation and Selection Processes in a Biographical Transition: A Psychological Mixed Methods Study on the Transition Into Fatherhood. In: *Journal of Mixed Methods Research* 4 (3), pp. 199–221.

- Madill, A./Gough, B. (2008): Qualitative Research and Its Place in Psychological Science. In: *Psychological Methods* 13 (3), pp. 254–271.
- Markus, H./Nurius, P. (1986): Possible Selves. In: *American Psychologist* 41 (9), pp. 954–969.
- Mayring, P. (2001): Kombination und Integration qualitativer und quantitativer Analyse [31 Absätze]. In: *FQS* 2 (1), Art. 6, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs010162> [27.09.2011].
- Mayring, P.: Introduction. In: Mayring, P./Huber, G. L./Gürtler, L./Kiegelmann, M. (Eds.): *Mixed Methodology in Psychological Research*. Rotterdam, pp. 1–4.
- Mayring, P./Jenuß-Schiefer, B. (2005): Triangulation und ‚Mixed Methodologies‘ in entwicklungspsychologischer Forschung. In: Mey, G. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Entwicklungspsychologie*. Köln, S. 515–528.
- Mayring, P./Huber, G. L./Gürtler, L./Kiegelmann, M. (2007): *Mixed Methodology in Psychological Research*. Rotterdam.
- Mey, G. (2007a): Stand und Perspektiven einer „Qualitativen Psychologie“ (in Deutschland). Zur Einführung in den Themenschwerpunkt. In: *Journal für Psychologie* 15 (2), <http://www.journal-fuer-psychologie.de/jfp-2-2007-1.html> [26.03.2011].
- Mey, G. (2007b): Qualitative Research on “Adolescence, Identity, Narration”: Programmatic and Empirical Examples. In: Watzlawik, M./Born, A. (Eds.): *Capturing Identity: Quantitative and qualitative methods*. New York, pp. 53–69.
- Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.) (2010): *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden.
- Michell, J. (2011): Qualitative Research Meets the Ghost of Pythagoras. In: *Theory & Psychology* 21 (2), pp. 241–259.
- Morse, J. M./Niehaus, L. (2009): *Mixed Methods Design*. Walnut Creek.
- Mruck, K./Mey, G. (2010): Einleitung. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden, S. 11–32.
- Nerlich, B. (2004): Coming Full (Hermeneutic) Circle: The Controversy About Psychological Methods. In: Todd, Z./Nerlich, B./McKeown, S./Clarke, D. D. (Eds.): *Mixing Methods in Psychology: The Integration of Qualitative and Quantitative Methods in Theory and Practice*. Hove, pp. 17–36.
- Rennie, D. L. (2006): Grounded Theory Methodology as Methodical Hermeneutics: Reconciling Realism and Relativism. In: Frommer, J./Rennie, D. L. (Eds.): *Qualitative Psychotherapy Research. Methods and Methodology*. 2 Aufl. Lengerich, pp. 32–49.
- Schreier, M./Fielding, N. (Hrsg.) (2001): *Qualitative and Quantitative Research: Conjunctions and Divergences/Qualitative und quantitative Forschung: Übereinstimmungen und Divergenzen*. In: *FQS* 2 (1). <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/26> [26.03.2011].
- Schreier, M./Odağ, Ö. (2010): Mixed Methods. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden, S. 263–277.
- Teddlie, C./Tashakkori, A. (2009): *Foundations of Mixed Methods Research: Integrating Quantitative and Qualitative Approaches in the Social and Behavioral Sciences*. Thousand Oaks.
- Thomae, H. (1959): Forschungsmethoden der Entwicklungspsychologie. In: Thomae, H. (Hrsg.): *Handbuch der Psychologie, Band 3: Entwicklungspsychologie*. Göttingen, S. 46–75.
- Todd, Z./Nerlich, B./McKeown, S. (2004): Introduction. In: Todd, Z./Nerlich, B./McKeown, S./Clarke, D. D. (Eds.): *Mixing Methods in Psychology: The Integration of Qualitative and Quantitative Methods in Theory and Practice*. Hove, pp. 3–16.
- Todd, Z./Nerlich, B./McKeown, S./Clarke, D. D. (Eds.) (2004): *Mixing Methods in Psychology: The Integration of Qualitative and Quantitative Methods in Theory and Practice*. Hove.
- Todd, Z./Nerlich, B. (2004): Future Directions. In: Todd, Z./Nerlich, B./McKeown, S./Clarke, D. D. (Eds.): *Mixing Methods in Psychology: The Integration of Qualitative and Quantitative Methods in Theory and Practice*. Hove, pp. 231–238.